

Der Tisch des Herrn.

Der Tisch des Herrn

Von Marga Thomé

Wolfgang, der junge Hirt aus den Bergen, war am Sonntag in die Klosterkirche gekommen. Dort sah ihn der Meister, der für die Mönche den Tisch Gottes schuf. Dieser Tisch des Herrn war eine Darstellung des letzten Abendmahles. In Lebensgröße saßen die aus Stein gehauenen Apostel um einen großen Tisch in einem Raum, der neben der Kirche lag. Die ganze Gegend sprach von diesem heiligen Tisch. Aber noch keiner hatte die Steinbilder gesehen. Doch wußten die Leute, daß manche der Apostel Züge von Männern der Gemeinde trugen. Petrus sei nach dem Bauer Rodermeier gebildet und Andreas und Jakobus nach den Steinhauerbrüdern vom Flußhof, hieß es. Der Johannes sei der jüngste Mönch des Klosters, auch der Judas sei schon fertig. Aber das sei keiner aus der Gegend. Nur für den Herrn und Heiland selbst habe der Meister Reinhard noch kein Gesicht finden können.

Damit hatten die Leute recht. Und als der Meister den jungen Hirten Wolfgang in der Kirche sah, begann sein Herz rasch und freudig zu schlagen. Das, ja, das war das Antlitz, nach dem er jetzt so lange schon suchte. Diese reinen, schönen Züge, diese klare Stirn, vom Atem der Höhe überhaucht, diese Augen, hell und tief wie ein Bergsee, das war ein Gesicht, das er dem Herrn leihen konnte. Ein Geschenk des Himmels war der Anblick dieses Menschenantlitzes. Man mußte sich freuen, daß es etwas so Schönes gab.

Als der Gottesdienst zu Ende war, trat der Meister zu dem Hirten und fragte ihn, ob er sein Gesicht in Stein aushauen dürfe für den Tisch des Herrn.

„Tisch des Herrn?“ fragte Wolfgang. Er hatte in seiner Einsamkeit noch nichts davon gehört.

Da führte der Meister ihn in den Saal neben der Kirche, und der Hirt sah erschauernd den steinernen Tisch und die Apostel, die daran saßen. Er ging von einer Figur zur andern, und sein offenes Gesicht spiegelte die Freude wider, die in ihm aufstieg, da er das Kunstwerk sah. Der Meister merkte auch, wie ein Schatten über die klare Stirne Wolfgangs hinglitt, da er den Judas erblickte. Er konnte sich an dem Antlitz des Hirtens nicht satt genug sehen. Immer wieder mußte er über seine adelige Schönheit staunen.

Als er dem Hirt dann den leeren Platz des Herrn zeigte und ihm sagte, daß die Figur Christi seine Züge tragen solle, da war Wolfgang bestürzt. „Ihr findet sicher einen bessern als mich“, sagte er beklommen.

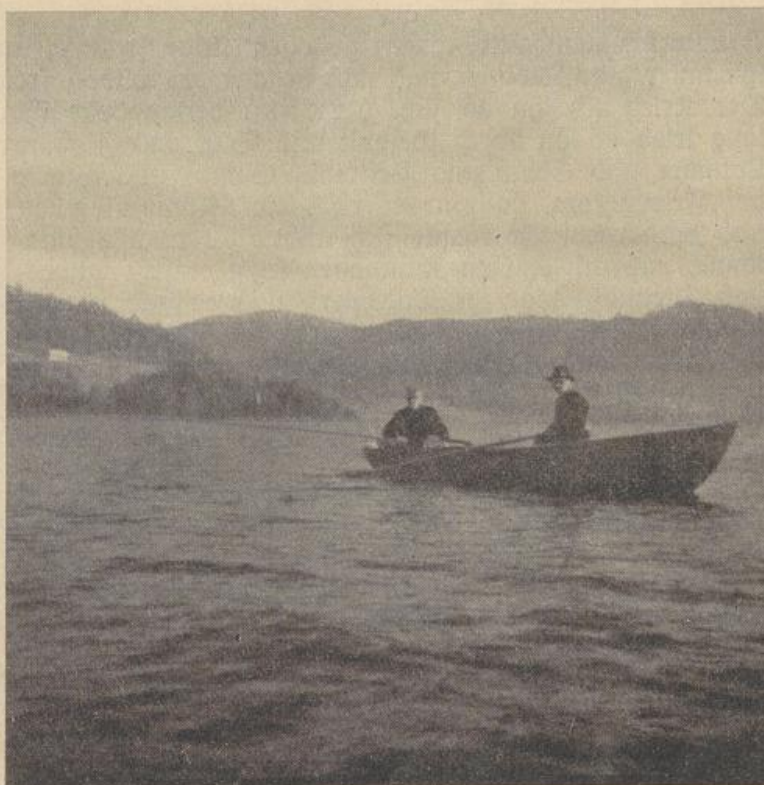
Lange und eindringlich mußte der Meister ihm zureden, bis er endlich zustimmte. Erst aber wollte er zu seiner Herde zurückkehren. „Ich muß einen andern suchen, der sie an meiner Stelle hütet. Ich kann sie nicht im Stich lassen.“

Nach einigen Tagen kam er zurück, und nun konnte der Meister mit der Arbeit beginnen. Er hatte ausgemacht, daß Wolfgang im Kloster wohnen sollte. Die Mönche nahmen ihn gerne auf. Und da sie merkten, wie klug er war, da beschlossen sie, ihn lesen und schreiben zu lehren und ihn dann auf eine ihrer Schulen zu schicken.

Dem Hirt kam es wie ein Märchen vor, daß die Mönche ihn studieren

lassen wollten. Er freute sich wie ein Kind, und nie war wohl ein gelehrigerer Schüler im Kloster gewesen als er.

Als der Meister die Figur Christi fertig hatte, kamen ganze Prozessionen, die den Tisch des Herrn sehen wollten. Sie staunten das große Werk an. Mit bloßen Füßen gingen sie an der hl. Tafel entlang, und Ehrfurcht erfaßte sie, daß sie hier den Herrn sahen.



Auf dem Längsee (Missionshaus St. Georgen)
Photo: Sauerland, Kiebegg

Von wunderbarer Schönheit war sein Antlitz. Und die Reinheit und Güte darin nahmen ihre Herzen gefangen und rissen sie hin zur Andacht.

Scheu zeigten sie später Wolfgang einander. Und sie flüsterten sich zu, daß dieser es sei, der dem Herrn seine Züge geliehn habe, und er schien ihnen wie ein Heiliger.

Auch Wolfgang selbst betrachtete oft das Bild des Heilandes. Und jedesmal durchrauschte ihn dann eine große Freude, und er fühlte sich Gott wunderbar nahe. Es schien ihm aber auch jedesmal, als lege dieses Antlitz ihm die Verpflichtung auf, sich immer mehr zu Gott empor zu arbeiten. Und begeistert gelobte er sich, das zu tun.

Als der Meister Reinhard sein Werk vollendet hatte, blieb er nicht mehr lange in dem Kloster. Ein neuer Auftrag rief ihn in eine ferne Stadt. Da die Mönche in dieser Stadt eine Schule besaßen, so nützten sie diese Gelegenheit und ließen Wolfgang mit dem Meister dorthin reisen. Um diese Zeit wütete aber schon der Krieg, der dreißig Jahre dauerte und das deutsche Land elend machte. In der Einsamkeit jener Gegend, in der das Kloster lag, hatte man bisher wenig von der wilden Zeit bemerkt. Der Krieg war fern gewesen, man hatte nichts von ihm gespürt, und man konnte denken, alles, was darüber gesagt wurde, sei leeres Gerede. In jenem Teil des Landes aber, dahin der Meister und Wolfgang reisten, hauste er gerade mit wilder Gewalt. Meister Reinhard wurde erschlagen. Wolfgang aber irrte umher, hungrig und elend und suchte die Stadt zu erreichen, die sein Ziel war. Als er nach unsäglichen Nöten und Mühsalen aber hinkam, fand er sie verwüstet und leer. Die Mönche, bei denen

er unterkommen sollte, waren geflohen. Was sollte er tun? Die Not trieb ihn unter die Soldaten, und nun begann ein wildes, freies Leben für ihn. Der Krieg riß ihn an sich, der Krieg verwandelte ihn. Zwanzig Jahre lang trieb er ihn durch Gewalt und Blut und Flammen, trieb ihn durch Jammer und Elend und Pest und Sumpf und Sünde. Und als endlich der Friede kam, da war er noch ein Mann in guten Jahren, aber alt und verdorben. Er konnte sich nicht denken, wie man ohne Krieg leben könne, und mit einigen Kumpanen setzte er sein wildes Leben fort. Raub und Diebstahl war ihr Tagewerk, und es gab nichts, was sie zurückgeschreckt hätte, wenn sie Beute witterten. Wälder und Schluchten waren ihr Heim, und wenn sie in einer Gegend ihre Ernte gehalten hatten, dann zogen sie in eine andere.

Einmal kamen sie auch in die Heimat Wolfgangs. Er selbst hatte den Vorschlag gemacht, dorthin zu gehen, weil ihm eingefallen war, daß in der Klosterkirche goldene und silberne Gefäße gewesen waren. Sie hatten in der letzten Zeit wenig Beute gemacht, und die Not begann nach ihnen zu greifen. Da mußte man schon jede Gelegenheit ausnützen. Wolfgang wollte diese Sache allein machen. Er kannte ja die Kirche und hoffte nur, daß in den Jahren des Krieges keiner ihm zuvor gekommen war.

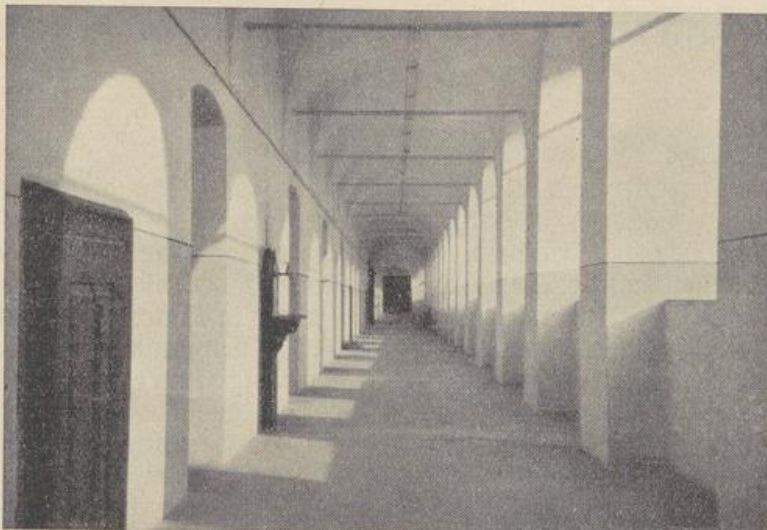
Die Nacht war mondhell, als er mit kundiger Hand die Kirchentüre öffnete und hineinschlüpfte. Das Schiff der Kirche war gefüllt mit Licht. Deutlich konnte man die alten Heiligen an den Wänden sehen. Aber es berührte den Mann nicht. Er schlich bis zum Altar. Als er aber den Fuß auf die Stufen setzte, fiel ihm ein, daß er erst auch in der Sakristei Beute machen könne. Es war nämlich plötzlich eine geheime Bangigkeit in ihm, die Türe des Heiligtums zu erbrechen. Und wenn auch zwanzig böse Jahre sein Herz verdorben hatten, in diesem Augenblick stieg etwas in ihm auf, das nicht hatte untergehen können. Ein Fünk-

chen Glaube aus seiner Jugend, ein Fünkchen nur, aber er trat vom Altar hinweg und suchte die Türe zur Sakristei. Es waren mehrere Türen da. Er öffnete eine davon. Und stand in einem Saal, der vom Mond voll beleuchtet war und sah einen großen Tisch und viele Personen daran sitzen. Ihm stockte der Herzschlag. Wohin war er da geraten?

Die am Tisch blieben stumm, kein Wort wurde laut. Mit einem Mal blitzte es in ihm auf: dies war ja der Tisch des Herrn, waren die steinernen Figuren, die der Meister Reinhard vor zwanzig Jahren geschaffen hatte. Befreit atmete er auf und trat näher an den Tisch, Staub und Spinnweben bedeckten die Bilder. Man merkte, daß schon lange Zeit niemand mehr hier gewesen war. Den Mann aber



Anna Winder †
eine eifrige Missionsförderin
Photo: Heim, Dornbirn



Kloster-Kreuzgang zu St. Georgen am Längsee
Photo: Sauerland, Riedegg

erfaßte der Wunsch, sich selber zu sehen, so wie er damals vor zwanzig Jahren gewesen war. Und er neigte sich zu dem Antlitz des Herrn. Hell schien der Mond darauf. Mit dem Zipfel seines Rockes begann er Staub und Spinnweben wegzuwischen. Da wuchs die Stirne weiß und klar heraus. Und das herrliche Bild sah ihn an.

Er stand und starrte es an. So war er einmal gewesen. So rein, so gut. Und jetzt! Unsäglich häßlich und alt kam er sich vor.

Er konnte den Blick nicht von dem wundervollen Gesicht nehmen. Eine unendliche Trauer erfaßte ihn. Was hatte er aus sich gemacht? Was hatte er aus dem Bilde Gottes gemacht? Dort bei dem dunklen Judas war sein Plag. O, warum war keiner gekommen und hatte das Bild des Herrn zerstört? So mußte er immerzu sein Antlitz tragen.

Ohne sich Rechenschaft über sein Tun zu geben, fing er wieder an, die Figur zu reinigen. Eine glühende Sehnsucht nach Entsühnung verbrannte dabei sein Herz. O, so seine Seele reinigen können, so alle Sünden wegwaschen!

Der Mond war weitergewandert. Aber auch in dem Dämmerlicht, in dem der Saal jetzt lag, löste der Mann seine Blicke nicht von dem Antlitz Christi. Gebeugt stand er davor und sah es an. Und ihm war, als könne er sich nie mehr davon trennen.

Dies war eine Nacht, die viele Jahre aufwog, eine Nacht der freudigsten Reue und des glühendsten Sehns nach Entsühnung.

Als im anbrechenden Morgen die ersten Vogelstimmen draußen erklangen, trennte Wolfgang sich von dem steinernen Bild und ging dem Walde zu, wo seine Gefährten warteten. Sie würden ihn verspotten, weil er keine Beute gemacht hatte. Und sie würden ihn verlachen, wenn er ihnen sagte, daß er von nun an sein Brot ehrlich verdienen wolle. Als Hirt vielleicht in den Bergen, so wie er es in seinem Anfang gewesen war. Ein Leben der Reue und Buße sollte es sein. Damit er dem Bilde seines Morgens wieder näher kam. Dem Bilde Gottes in ihm selbst.